

Übersetzung von Christine Ribani.

»Im Westen nichts Neues.«

Warum es geschrieben wurde. Interview mit Erich Remarque. Jugend und Krieg. ›Das große Abenteuer.‹ Eine neue Welt und neue Menschen

Von unserem eigenen Korrespondenten.

Berlin, 10. Oktober.

»Nein, ›ich habe Journey's End‹ noch nicht gesehen, und ich denke nicht, dass ich es sehen werde. Ich wurde damals gebeten, es für die deutsche Bühne umzuarbeiten oder schließlich irgend etwas darüber zu schreiben, wenn es in Deutschland erschiene. Ich las es und fühlte, dass es völlig mit meiner Einstellung übereinstimmte.«

»Aber ich möchte nicht mit dem Krieg und den Büchern und Stücken, die er hervorgebracht hat, identifiziert werden. Ich kann meinem Buch ›Im Westen nichts Neues‹ nicht entkommen. Ich musste Berlin schon einmal für einen Wechsel verlassen, weil meine Freunde sahen, dass mir die Art der Publicity schadet, und ich sollte noch einmal so verfahren. Ich werde jemanden anderes dalassen, der sich um das Geschäft des Buches und der 1001 Nachfragen, die durch Briefe, Telegramme und Telefonate reinkommen, kümmert. Die Leute fragen: ›Werden Sie Vorträge halten?‹ Ich kann keine Vorträge halten.«

»Ich schrieb ›Im Westen nichts Neues‹, um etwas zu entkommen, das mich erdrückte, und als ich es fertig hatte, fühlte ich mich vom schaurigen Gewicht der Erlebnisse befreit. Aber nun hängt dieser neue Terror über mir. Ich kann dem Interesse an meiner eigenen Person nicht entkommen. Leute – Manuskripte – der Briefträger – jeder, den ich treffe, überall wo ich bin. Bezogen auf den Film von ›Im Westen nichts Neues‹ sah ich Carl Laemmle einmal und habe ihm alles überlassen.«

»Ich möchte mich für ein neues Buch sammeln, aber ich möchte nichts darüber sagen, außer, dass es etwas damit zu tun hat, wie jemand seinen Weg zum normalen Leben nach dem Krieg zurückfindet. Ich fühle mich immer noch nicht wie ein Autor. Aber ich muss von dem Gefühl wegkommen, nur ›Im Westen nichts Neues‹ geschrieben zu haben. Jeder hätte es schreiben können, es hat keinen Anspruch an meine spezielle Person.«

»Manchmal möchte ich verschwinden.«

Erich Maria Remarque schaut aus dem Fenster in den neuen Wohnblöcken im Westteil Berlins und zu den draußen stehenden Autos und lächelt das erste Mal.

»Ich verbringe meine Freizeit damit, Autos auszuprobieren. Das ist etwas, was ich verstehe: Autos, Hunde und Fische. Das kleine Aquarium, das in meinem Wohnzimmer steht, ist eine glückliche Erinnerung an die Kindheit. Wissen Sie, ich habe nie ans Bücher schreiben gedacht, und nach dem zweiten Buch denke ich nicht, dass ich wieder schreiben sollte. Man sollte nie schreiben, es sei denn, der Zwang es zu tun, ist da. Man kann dieses Gefühl nicht als Karriere sehen. Ich denke, ich sollte verschwinden, mir einen Bart wachsen lassen und mir eine neue Existenz aufbauen.«

»Nach dem Krieg habe ich irgendwo gelebt, ohne etwas Spezielles zu wollen. Ich war alles, mehr oder weniger. Einige Zeit hausierte ich mit Schals und Stoffen bei den Bauersfrauen auf dem Land. Wenn ein Gendarm erschien, musste ich verschwinden, weil ich nie eine Hau-

siererlizenz hatte. Dann war ich Grabsteinverkäufer und Organist in einer Anstalt für Geistesgestörte. Damals wollte ich eine Musikerkarriere einschlagen, aber eine Verwundung während des Krieges an der Hand macht diesen Traum zunichte. Ich war Volksschullehrer – das Examen habe ich. Das war eine fröhliche Zeit; die Kinder mochten mich, und ich mochte die Kinder; aber das Leben schien mir für meine 21 Jahre, so um den Dreh, zu verkrampft.«

»Dann begann meine Karriere mit dem Schreiben von Werbetexten, einige sogar in Reimen. Wie man weiß, war ich sogar ein Sportjournalist, und in den Abendstunden versuchte ich mich darin, ein Buch zu schreiben.«

»Ich versuchte mich an Versen, als ich ein Junge war. Und ich habe einen Roman versucht, aber diesmal nahm das, was ich schrieb, mich gefangen und ließ mich nicht aufhören. Es war, als ob ich von etwas besessen war, das mich zwang, nicht eher aufzuhören, als bis es zu Ende war. Diese gleiche Art von Ruhelosigkeit war wieder da. Aber damals dachte ich, es würde niemanden interessieren.«

### Der Lebenshunger.

»Lese oder kümmere ich mich um die Angriffe auf ›Im Westen nichts Neues‹? Ich lese sehr wenige. Aber ich denke, ich wollte zeigen, wie wir waren, eine gewöhnliche Gruppe junger Männer, die eigentlich hätten aufwachsen und sich ihres Lebens freuen müssen, so natürlich, wie das Gras wächst, und wie wir in ein Chaos von Tod und Schrecken gestoßen wurden. Und wie das Leben in uns kämpfte, in der Hoffnungslosigkeit, zu natürlicher Selbstverteidigung, während die Bomben explodierten, oder in der rauen Brutalität eines Angriffs. Es festigte sich in der unsentimentalen Art unseres Egoismus und unserer Kameradschaft, in unserem absolut drastischen Humor und in den Momenten unseres tierischen Appetits – Hunger auf das Leben selbst um jeden Preis. Ich wollte den Überlebenskampf gegen den Tod in uns zeigen. Ich wollte keinen religiösen oder politischen Standpunkt demonstrieren – nur den reinen Lebenshunger.«

»Vielleicht wollte ich den Sieg des Lebens genauso zeigen wie seine Zerstörung. Der Krieg, so scheint mir, hat die Welt verändert und nicht nur die, die Soldaten waren. Er hat nicht alles zerstört, aber er wandelte ab und veränderte. Es betraf alle in dem Alter, die an der Schwelle zum Leben standen. Nachher war ich verwundet und wurde nach Hause geschickt. Meine Mutter war gestorben, mein bester Freund auch. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, so meldete ich mich wieder als Freiwilliger, um der Hoffnungslosigkeit, die ich fühlte, zu entkommen. Das war im September 1918, und es dauerte nicht mehr lange, bis alles vorbei war.«

### Die Sicht des Jungen.

»Mir wurde gesagt, ich hätte Paul Bäumer nicht sterben lassen dürfen, aber dann hätten die Leute gesagt: ›Was für eine interessante Zeit der junge Bäumer hatte.‹ Denken Sie nicht, dass Schuljungen in der Sexta gedacht hätten, er habe große Abenteuer erlebt? Das hätte Krieg zu einem großen Erlebnis gemacht. Und Krieg ist ein großes Erlebnis – wenn man zurückkommt. Mir wird vorgeworfen, ich sei zu sehr Zivilist, und es mangle am Kriegsgeist. Nun, so waren wir, der Großteil derer, die kämpften, obwohl wir Uniform trugen. Ich fühlte, dass der Erfolg, den mein Buch beim allgemeinen Publikum hatte, meine Einstellung rechtfertigt, und zwischen allen Briefen, die ich bekam, war einer ganz besonders. Er war von einem Blinden in meinem Alter, der mir erzählte, dass er seine eigene Bitterkeit nur überwinden konnte, nachdem ihm das Buch vorgelesen worden war.«

»Ich weiß nichts über Politik und ich kann nur sagen, dass ich die Atmosphäre von politischen Gegenklagen im heutigen Deutschland hassenswert finde. Echter, gelebter Patriotismus liegt in der tiefen unausgesprochenen Liebe, die man für ein Land empfindet. Es ist nicht gut, mich zu fragen, wie ich mich fühlen oder verhalten würde, wenn wir heute wieder einen Krieg hätten. Ich habe keine Doktrin auf das Thema. Ich wollte nur darlegen, wie meine und die Ideale meiner Kameraden zerstört wurden durch eine Realität, auf die wir überhaupt nicht vorbereitet waren.«

»Die Details in meinem Buch sind alles reale Erfahrungen, trotz all des gegenteiligen Geredes, welchem ich nicht widersprechen werde. Ich war lange genug an der Front, um fast alles persönlich zu erleben, was ich beschrieben habe. Ich wurde zweimal verwundet; und bezüglich Himmelstoß: er ist heute Postbote, gesund und munter. Er ist so wenig eine erfundene Figur, dass ich verschiedene Anfragen von Kameraden hatte, warum ich ihn so mild behandelt habe und die schlechtesten seiner heroischen Taten völlig übergehe.«

Heroismus und sein Preis.

»Der Brief vom Verbund der Deutschen Offiziere an das Friedens-Nobelpreiskomitee, gegen einen eventuellen Vorschlag meiner Person, wobei ich immer noch nominiert bin, für diesen Preis, macht es mir schwer, mir vorzustellen, wie irgendein deutscher Offizier wirklich in meinem Buch eine Anklage gegen die Tapferkeit Deutschlands gelesen hat. Der Krieg hat uns sicherlich genug Helden gegeben und der einzige Offizier, den ich erwähnte, ist ein prächtiger Mann, der sein Leben für seine Männer opfert, aber die im Krieg freigelassene Tapferkeit war zu teuer erkaufte. Es gibt genug Tapferkeit im Alltagsleben. Außerdem wollte ich nie im Namen aller sprechen, die kämpften. Mein Buch ist rein subjektiv. Andere hatten andere Gefühle – religiöse oder patriotische.«

»So wie mein früheres Ich – wir waren wirklich romantisch in diesen Tagen. Ich wuchs in einer kleinen Stadt in Westfalen auf, wo meine Eltern Katholiken waren und ich selber als Junge im Kirchenchor sang. Man war für die Post, die Schule oder die Apotheke bestimmt. Ich fand wenig genug Sympathie für meine Träume, sowohl in der Schule wie zu Hause. Ich las jede Art Buch, ohne Plan, bis ich den Unterschied zwischen Müll und Literatur herausfand. Das war, als ich Gottfried Kellers ›Grüner Heinrich‹ entdeckte. Ich lernte Seiten auswendig. Ich las ›Die Leiden des jungen Werther‹ auf unserem Balkon im oberen Stockwerk in einem Wohnblock in Mondnächten. Ich kaufte eine Flasche Wein für 80 Pfennig und protestete dem Mond zu. Nur einen Schluck natürlich, weil Wein Geld kostete, und ich schüttete den Rest zurück für andere Gelegenheiten. So romantisch war ich...«

(Alle Rechte reserviert)